

12. Juli 2008, 04:00 Uhr

VON HENDRIK WERNER

"Im Vergleich zu Katzen ist man ja relativ unsterblich"

Die Verweigerung der Weinerlichkeit: wie sich Schriftsteller mit Vergänglichkeit und Alter arrangieren

Ob er daran glaube, dass jemals etwas voran gehen werde, fragt Clov, der Clown, in Becketts postdramatischer Posse "Endspiel" (1957) seinen Gefährten Hamm. Ob es vorstellbar sei, dass die Natur den Menschen vergessen habe. Ob womöglich alles für immer unabänderlich sei. Hamm muntert ihn auf: "Wir atmen doch, wir verändern uns! Wir verlieren unsere Haare, unsere Zähne! Unsere Frische! Unsere Ideale!"

Was Hamm als eine Form der Veränderung beschreibt, die ausnahmslos aus Schwund zu bestehen scheint, ist nichts anderes als der irreversible Prozess des Alterns. An dessen kolossalen Kollateralschäden leiden viele der chronisch defizitären Beckett-Figuren, denen meist bedeutend mehr fehlt als die eine oder andere Gliedmaße: nämlich erfüllte Lebenszeit. So verhält es sich in "Endspiel" auch mit Nagg und Nell, Hamms Eltern, die beide beinlos und gänzlich visionsfrei in Abfalltonnen vegetieren. "Dass die beiden in Mülleimern logieren", schreibt Theodor W. Adorno voller Bitterkeit in seinem "Versuch, das Endspiel zu verstehen", nehme "die Konversationsphrase wörtlich. 'Heute werden die Alten in den Mülleimer geworfen', und es geschieht. Das Endspiel ist die wahre Gerontologie. Die Alten sind nach dem Maß der gesellschaftlich nützlichen Arbeit, die sie nicht mehr leisten, überflüssig und wären wegzuwerfen."

Literaturnobelpreisträger Samuel Beckett (1906-1989) selbst legte eine entspannte und vor allem würdevolle Haltung hinsichtlich seines Alterns an den Tag. Wer angesichts seines Werkes, das vor defätistischen Figuren nur so wimmelt, einen larmoyanten Griesgram erwartete, täuschte sich: Beckett, berichten Zeitgenossen, war noch im hohen Alter warmherzig, sanft und freundlich. Zudem gebot er mit seinen faszinierenden Falten, magischen Augen und einer juvenilen Frisur über ein Greisengesicht voller Schönheit. Und er verstand die ihm geschenkten Jahre nicht als Bürde, sondern als kreative Chance: "Um sein achtzigstes Lebensjahr hatte er sich wieder ans Klavier gesetzt und seinen Händen einige Haydn-Sonaten abverlangt", notiert der Schriftsteller André Bernold in dem Erinnerungsbuch "Becketts Freundschaft". "Er sagte mir: 'Die Zeit geht vorbei ... es ist wunderbar ... und es ist so schön.'"

Bernolds anrührendes Protokoll seiner Freundschaft zu einem Dichter, der mehr als fünf Jahrzehnte älter war als er selbst, ist einer von 17 Beiträgen, die Petra Müller und Rainer Wieland in ihrem ansehnlich illustrierten Band "Die Jahre sind mein Lebensglück. Schriftsteller über das Alter" versammelt haben. Darin reflektieren Dichter ihr Verhältnis zur Vergänglichkeit insbesondere in Bezug auf die Entwicklung libidinöser und schöpferischer Energie sowie auf die Haltbarkeit von Freundschaften und Erinnerungen. Herausgekommen ist eine attraktive Anthologie, die naturgemäß zwar nicht dem näher und näher rückenden Tod den Stachel nehmen kann, aber mit so vielen couragierten Bestandsaufnahmen aufwartet, dass der geneigte ältere Leser seinerseits Mut und Überlebensfreude daraus schöpfen kann.

Die Literaturwissenschaftlerin Silvia Bovenschen ist vor zwei Jahren in ihrem grandiosen Essay "Älter werden" zu einem ähnlichen Schluss gekommen wie die Beiträger zu dem Sammelband. Zwar versteht die früh an Multipler Sklerose erkrankte Autorin, die auf den Rollstuhl angewiesen ist, das Alter als Lebensphase, die sich aus schwindenden Fertigkeiten zusammensetzt: "Älterwerden ist in der Regel beschwerlich, die Verluste häufen sich: die Augen werden trüber, die Haut mürber, die Sehkraft schwindet wie die Kraft überhaupt, die des ganzen Körpers, alles wird schlaffer und schlechter." Und doch, trotz all dieser Fährnisse, schwingt sie sich zur Mut machenden Apologie des Alterns auf, in dem sie die Verluste mit lebensgeschichtlichen Gewinnen kontrastiert, die ihr Immer-noch-Dasein zu rechtfertigen imstande sind: Erinnerung und Erfahrung, Genussfähigkeit und Weisheit, "die Liebe, die Freunde und die Hunde, die Sonne, gute Lektüren, gutes Essen, gute Kunst, angenehme Gesellschaft, die Medizin (dass sie, die Menschen, einander helfen können, zeitweilig die Schmerzen nehmen können), der Blick von der Steilküste Sorrents auf den Golf von Neapel".

Gerade so, in einer Synopsis zuversichtlich stimmender Aspekte, meistern auch die im Knesebeck-Sammelband vertretenen Künstler und Intellektuellen die zunehmenden Zumutungen ihres Lebensabends. Dabei kann keine Rede davon sein, dass sie sich gut zureden oder gar unwahrhaftig werden müssten, um ihrem fortschreitenden Alter positive Seiten abzutrotzen. Vielmehr handelt es sich um große Neuentdeckungen, die ihnen in jüngeren

Jahren nicht möglich gewesen wären - sei es aus Mangel an Zeit, Reife oder dem passenden Partner. So erzählt Claire Goll (1890-1977) in dem wohl bewegendsten Beitrag des Buches davon, wie sie erst im hohen Alter die allerhöchsten Freuden der körperlichen Liebe erfahren durfte - durch einen jungen Mann: "Er hätte mein Enkel hätte sein können, behandelte mich aber wie ein Kind, ohne je unseren Altersunterschied zu erwähnen", schreibt die Dichterin, die nach 1950, als ihr Mann Yvan starb, zunächst eine "mönchische Existenz" geführt hatte. Harold and Maude mit Anfassen also. Und was für ein ergreifendes, packendes, nie für möglich gehaltenes Anfassen das für die alte Frau ist! "Erst durch ihn erfuhr ich, dass ich ein Leben hinter mich gebracht hatte, ohne den Orgasmus kennen zu lernen, den alle Frauen ersehnen", schreibt Goll in ihrer Autobiografie "Ich verzeihe keinem" (1975) über das weithin tabuisierte Thema Senioren-Sex. "Er war perplex über meine Unerfahrenheit. Nie hatte ich im Bett einem Mann die Stirn geboten. Willig hatte ich mich ihm untertan gemacht und mich dem Rhythmus seiner Wünsche angepasst." Die Greisin, deren intime Bekenntnisse für Wirbel im Literaturbetrieb sorgten, weiß sich in ihrem späten Sinnentaumel in allerbesten Gesellschaft: "Ich spreche von diesem Erlebnis ohne provozierende Absicht, aber mit Stolz, weil ich sogar Ninon de Lenclos übertreffe, die mit siebzig zu verführen aufhörte. Noch nach dem achtzigsten Geburtstag zu lieben ist eine Leistung, die ich mit Victor Hugo teile, aber noch komme ich Natalie Clifford Barney nicht gleich, die als Neunzigerin ihr Verhältnis mit einer jungen Italienerin weiterführt."

Das Alter, so beschließt Goll ihre Ausführungen über das erotische Erweckungserlebnis, ist ein "konventioneller Begriff. Die Liebe hat weder mit dem Geburtsdatum noch mit Schönheit oder Gesundheit zu tun. Mit achtzig Jahren kann man beben wie mit sechzehn. Die Falten graben sich ins Gesicht, aber nicht ins Herz oder ins Geschlecht." Gleiches gilt wohl für Woody Allen, der sich erst im Herbst seines Lebens von seiner langjährigen Lebensgefährtin Mia Farrow trennte, um beider Adoptivtochter, die um 35 Jahre jüngere Soon-Yi, zu heiraten. Doch sei jeder runde Geburtstag für ihn angstbesetzt, traumatisch, sagt der Autor und Regisseur, dessen Filme die Schrecken und Freuden des Älterwerdens oft in ironischer Manier thematisieren. Mit dieser Haltung, die die Sterblichkeit verlacht, lässt sich der körperliche Verfall womöglich leichter ertragen: "Zum Beispiel kann ich nicht mehr gut hören", sagt Allen im Gespräch mit Katja Nicodemus. "Deshalb muss ich mich immer wie ein alter Spanner zu Ihnen rüberlehnen, als wollte ich in Ihren Ausschnitt blicken. Aber anders würde ich Sie kaum verstehen."

Die Verweigerung von Weinerlichkeit eint diese Dichter. Sie sind Stoiker im besten Sinne des Wortes, ohne Hoffnung, ohne Verzweiflung. Sie haben sich arrangiert mit dem factum brutum ihres nahenden Endes, mit ihren zunehmenden Gebrechen. Und doch haben sie sich Selbstironie und Humor bewahrt, die nur selten in Sarkasmus umschwenken. "Im Vergleich zu Katzen ist man ja relativ unsterblich", gibt William S. Burroughs (1914-1997) zu Protokoll, der sich im hohen Alter, als die meisten seiner Weggefährten gestorben sind, nur noch mit den geliebten Katzen Spooner, Senshu und Calico umgibt, die allerdings in rascher Folge an Leukämie, durch Ertrinken und ein fahrlässiges Auto verenden. "Hier sitze ich nun im Korbstuhl", hatte der Beat-Poet vor diesen Todesfällen seinem Tagebuch anvertraut, "mit meinen drei alten Katzen, die der Ewigkeit immer näher kommen - genau wie ich."

Trost im Alter geben Thomas Mann ("Es gab wohl selten ein solches Ineinander von Qual und Glanz") zahlreiche Würdigungen und die Aussicht auf komfortablen Nachruhm. Tania Blixen ("Ich bin sehr stark gewesen, außergewöhnlich stark für eine Frau") bezieht Kraft aus der Rückschau auf gemeisterte Herausforderungen, George Tabori ("Ich trage alle meine früheren Alter in mir") aus dem Wissen darum, dass alle Schichten seiner Lebensgeschichte in ihm vereint sind. Dorothy Parker ("Siebzig hat einen gewissen Chic, Achtzig Eleganz") imaginiert sich für die letzten Jahre "Ruhe und Würde und Anerkennung", straft ihre gravitatische Vorstellung vom Altern allerdings mit ihrem vereinsamten Ende in einem Hotel in Manhattan selber Lügen. Astrid Lindgren (1907-2002) hat es da besser erwischt: Noch als Greisin erklimmt sie ziemlich leichtfüßig eine Tanne, um die respektvoll erschütterte Öffentlichkeit hernach wissen zu lassen: "Es gibt kein Verbot für alte Weiber, auf Bäume zu klettern." Als ihre Landsleute sie anlässlich ihres 90. Geburtstags zur beliebtesten Schwedin des Jahrhunderts küren, bemerkt sie kokett: "Ich glaube, ihr habt etwas vergessen. Und zwar, dass ich ein alter Mensch bin, taub und halbblind und fast verrückt."

Alte Schwedin! Ein Jungbrunnen stand wohl auch ihr nicht zu Gebote, dafür aber neben dem Glück einer beachtlichen körperlichen Konstitution mutmaßlich das Anti-Aging-Rezept einer gewissen Pippi Langstrumpf. Die nimmt, gemeinsam mit ihren Freunden Tommy und Annika, eine geheimnisvolle Pille gegen Wachstum und andere Alterserscheinungen ein. "Liebe kleine Krumulus / Lass mich niemals werden gruss", lautet die hübsche Beschwörungsformel. Und wenn das Mittel schon nichts gegen körperliches Altern vermag, so demonstrieren das Fräuleinwunder Pippi und ihre Erfinderin Lindgren doch auf vorbildliche Weise, wie wenigstens dem inneren Alterungsprozess Einhalt geboten werden kann: indem sie das Kind in sich bewahren.

Petra Müller, Rainer Wieland (Hg.): *Die Jahre sind mein Lebensglück*. Knesebeck, München. 160 S., 29,95 Euro.

